

WILL HOFMANN

# OKTAN

**WV** WIEBERS  
VERLAG

## Prolog

Mein Vater hat manchmal erzählt, dass sein Opa die Katastrophe noch miterlebt hatte. Das war also mein Uropa, Wolfgang Neubert. Mich hat das lange nicht interessiert, man hörte von den Ereignissen wie von den Kriegen, die lange vorbei waren wie der erste und der zweite Weltkrieg und all die vielen Kriege davor und danach. Das waren fürchterliche Zeiten für die, die sie mitmachten, doch nach langem Frieden verblasen die Erinnerungen.

Für mich änderte sich alles, als Vater mir die Aufzeichnungen von Walter Haus gab. Walter war ein Lehrer meines Uopas, und der hatte Berichte gesammelt und Erinnerungen aufgeschrieben. Hautnah hatte er das Desaster miterlebt, weil er nicht nur Lehrer, sondern auch Nachbar und Freund der Familie Neubert war. Um ein Haar wären all die vielen geschriebenen Seiten und Zeitungsausschnitte im Altpapier gelandet.

Bei den ersten paar Seiten dachte ich mir noch nicht allzu viel. Walter beginnt mit ein paar allgemeinen Betrachtungen und reflektiert sein damals schon beträchtliches Alter. Das war das erste maschinengetippte Dokument Walters der Sammlung.

## Dokument 1: Vorbemerkung

Alt bin ich geworden. Im Spiegel wundere ich mich oft darüber, wie faltig Haut und wie grau Haar werden kann. Dennoch bin ich froh, dass mir noch welches sprießt - eitel bin ich demnach noch immer.

Wenn ich an die Katastrophe zurückdenke, spüre ich einen Druck wie nach einem Albtraum. Dann erstaunt es mich, dass mir das Äußere wieder etwas bedeutet. Bin ich wirklich so abgebrüht? Ein unbehaglicher Gedanke. Oder denke, fühle und erlebe ich wieder so ähnlich wie vor dem Verhängnis?

Alt bin ich geworden - biologisch. Der ganze Körper ist verändert: der Rücken rund und rheumatisch, die Statur eingesunken, die Spannkraft hat nachgelassen, die Bewegungen sind geruhsamer.

Die schrecklichen Geschehnisse liegen fast fünfzehn Jahre zurück und genau so lange hatten sie gedauert. Obwohl sie mir noch nahegehen, kann ich sie mit diesem zeitlichen Abstand betrachten; ein Abstand, der einen gewissen Überblick ermöglicht. Manchmal erscheint mir trotzdem alles absurd, insbesondere, dass ich zu den Überlebenden gehöre. Geschont wurde ich nicht. Meine Frau war eine der ersten Personen, die dem Unheil zum Opfer fielen. Nach und nach verlor ich viele Freunde und Verwandte.

Mit diesen Schicksalsschlägen werde ich mich nie abfinden können. Aber im Nachhinein ist nichts zu ändern und vorher hörte niemand auf die kritischen Stimmen, die es durchaus gab.

Obwohl ich auf die achtzig zugehe, bin ich wenigstens geistig frisch genug, die Ereignisse aufzuschreiben. »Man ist so alt, wie man sich fühlt«, sagt eine Redensart. Vielleicht hat mich der allgemeine Neubeginn jung erhalten. Ich will erzählen, wie ich das Unglück erlebt habe, aus meiner ganz persönlichen Sicht.

Wieso will ich das eigentlich?

Nun, mir selbst wird Unklares beim Schreiben oft verständlicher. Der schriftliche Ausdruck hilft mir, das Vergangene zu bewältigen. Sachliche Berichte und theoretische Abhandlungen gibt es in Hülle und Fülle - ich schreibe als Betroffener, als einer, der gelitten hat.

Wir stecken immer noch in den Anfängen des Wiederaufbaus. Das Leben verläuft in halbwegs geordneten Bahnen. Unsere Gesellschaft und unsere Wirtschaft entwickeln sich weiter. Eines Tages werden die Menschen die gleichen technischen Fähigkeiten wiedererworben haben wie vor der Katastrophe.

Die Erinnerung an das Grauen darf nie verblassen. Dann werden die Wissenschaftler ihre Erkenntnisse verantwortungsvoll anwenden.

Werden sie es?

Ich weiß es nicht. Nur eines weiß ich: Ich werde es nicht mehr erleben.

**Da kann ich dich, lieber Walter, ein bisschen beruhigen. Es ist zumindest bis jetzt noch nicht zu einer vergleichbaren Katastrophe gekommen.**

Und die fing eigentlich schon an, als Harry Neubert den Nobelpreis bekam. Harry war Wolfgangs Bruder, mein Urgroßonkel also. Walter schätzte sich glücklich, dass er zusammen mit seiner Frau der Preisverleihung beiwohnen durfte. Aber zuvor beschreibt er ein Interview mit den Eltern Harrys, das er im Fernsehen mitverfolgt hatte.

## Dokument 2: Das Interview

Fernsehnarr bin ich weiß Gott nicht. Nachrichten und Sachberichte aber interessierten mich, alles, was mit Biologie zusammenhing sowieso. Fast dreißig Jahre ist es her, doch ich erinnere mich gut an dieses Interview. Außerdem hatte ich mir einen Mitschnitt gesichert.

Der Bildschirm zeigte ein Ehepaar, beide um die sechzig. Sie saßen auf einem breiten, goldgelben Sofa, das mit Häkelkissen gepolstert war. Es war die gute Stube des Paares.

»Nun, Herr Neubert, Sie sind sicherlich stolz auf Ihren Sohn?«, begann der Reporter seine Fragen. Der alte Herr schien überrascht, als er angesprochen wurde. Ging es schon los? Er ruckte wie ein Motor, der angeworfen wird.

»Selbstverständlich«, antwortete er, nachdem er seinen Gleichlauf gefunden hatte.

»Haben Sie früher solche Hoffnungen in Ihren Sprössling gesetzt?«

»Schon als Kind lernte er schnell und hatte ein gutes Gedächtnis.« Die Worte kamen langsam und mit Bedacht. »Auch geschickt war er. Was der zum Beispiel mit seinen Bauklötzen für tolle Dinge gebaut hat, da konnte man nur staunen, dass die nicht umgekippt sind.«

Man merkte Herrn Neubert an, dass er es nicht gewohnt war, Hochdeutsch zu sprechen. Er bemühte sich, nicht in seinen Dialekt zu verfallen. Trotzdem kam das Hessische immer wieder durch, besonders beim ›ch‹. Sein ›nicht‹ hörte sich an wie ein ›nisch‹.

»Was sind Sie selbst von Beruf?«, fragte der Reporter weiter.

»Dachdecker war ich. Jetzt bin ich in Rente. Deshalb hätt' ich's auch lieber gesehen, wenn mein Sohn Architekt geworden wär.«

»Sie waren also mit seiner Berufswahl zum Chemiker beziehungsweise Biochemiker nicht einverstanden?«

»Ja wissense, wenn man so ein Geschäft aufgebaut hat, dann hätt' man's doch gern, wenn's einer der Söhne übernehmen würd', nett wahr. Auch wenn's nur ein kleines Geschäft ist.«

»Sie haben also noch weitere Kinder?«

»Ja, noch einen Sohn, der ist Arzt.«

»Aha. Eine interessante Familie. Aber wie fühlen Sie sich als Vater eines Sohnes, der über Nacht in aller Munde ist und der für die Gesellschaft ganz Enormes geleistet hat?«

Vater Neubert blickte fragend zu seiner Frau, die ihrem Gatten Staub vom Ärmel zupfte. Das Ereignis riss die beiden Herrschaften aus ihrem Alltag. Dass da ein Reporter mit einem Mikrofon vor ihnen saß und Fragen stellte, hatten sie noch nie erlebt. Aber sie ließen es über sich ergehen und schlugen sich tapfer durch diese ungewohnte Angelegenheit.

Ihr Sohn habe Enormes für die Gesellschaft geleistet, das hatte der Reporter gesagt. Die Eltern sahen sich an, nun huschte doch ein Anflug von Stolz über ihre steifen Gesichtszüge.

»Ja, wie schon gesagt«, fuhr Herr Neubert fort, »ich bin mit ihm zufrieden. Ich wusste ja von allem nix. Er hat nie was gesagt, durfte ja bestimmt auch nichts drüber sagen. Er hat aus seim Beruf was Ordentliches gemacht, das muss man ihm lassen. Und seinen Lebensunterhalt bestreitet er schließlich selbst. Das ist die Hauptsache.«

»Das klingt, als wären Sie früher eher skeptisch gewesen.«

»Ja genau, das war ich auch, das muss ich sagen. Das hat sich erst geändert, wie ich gemerkt hab, dass der Harry ernsthaft arbeiten kann. In der Schule, da stand es nicht immer zum Besten. Ich dacht schon, aus dem wird nie mehr was.«

»Das ist ja keine ideale Einstellung eines Vaters.«

»Kann schon sein, aber was sollt ich machen, ich kann auch nicht aus meiner Haut. Ich konnt' ihn halt nicht verstehn. Er ist mir so richtig fremd geworden. Ich hab mein Leben lang gearbeitet, und er schien mir einfach zu lax. Und seine Ausbildung hat mich schließlich auch nicht wenig gekostet.«

Vater Neubert kam langsam in Schwung, Kamera und Mikrofon waren vergessen.

»Aber jetzt komm ich wieder klar mit meinem Sohn«, fuhr er fort.

Das Interview flimmerte über den Bildschirm. Leider war die Zeit abgelaufen, denn der Reporter kam ins Bild. Er blickte den Zuschauern ins Gesicht und sprach ins Mikrofon:

»Sie sehen, meine Damen und Herren, auch die Väter berühmter Leute haben ihre Sorgen.« Zum Ehepaar auf dem Sofa gewandt, schloss er das Interview ab mit dem üblichen »Vielen Dank, Frau Neubert, Herr Neubert. Wir bedanken uns für dieses interessante Gespräch.«

Damit war der aktuelle Bericht beendet. Es folgten einige Reklamespots, dann die Vorschau auf das Abendprogramm und zuletzt die Fernsehuhhr. Der Sekundenzeiger zuckte gleichförmig auf die große Zwölf zu. Beim letzten Ruck, Punkt acht Uhr, begann mit einem gedämpften Gong die »Tagesschau«. Der Nachrichtensprecher erschien.

»Guten Abend, meine Damen und Herren«, begann der Sprecher. »In Stockholm wurde heute in einer feierlichen Zeremonie vor der schwedischen Königin der Nobelpreis in den Bereichen Biochemie, Biologie und Medizin verliehen. Alleiniger Preisträger im Bereich Biochemie ist ein Deutscher, Professor Harry Neubert. Ihm gelang es, den Hauptbestandteil des Benzins, das Oktan, künstlich mithilfe genetisch veränderter Bakterien herzustellen. In einer Rede zur Preisverleihung hob der schwedische Minister für Wissenschaft und Forschung, Olaf Fredericksen, besonders die energiepolitischen Konsequenzen der Leistung Neuberts hervor. Die Möglichkeit, aus organischen Abfällen Oktan herzustellen, werde ungeahnte Chancen im Energiebereich eröffnen.«

Kommentare aus dem In- und Ausland zur Nobelpreisverleihung schlossen sich an, bevor der Sprecher zu den weiteren Themen des Tages überging.

Vor einem Fernsehapparat in einem kleinen, gemütlichen Wohnzimmer saß das Ehepaar Neubert und verfolgte die Sendung. Nachdem das Ereignis des Tages gebracht worden war, stand der Vater in aller Ruhe auf, zwängte sich am Tisch vorbei zum Kasten und schaltete ihn ab. Die übrigen Meldungen interessierten ihn heute nicht mehr, nicht einmal der Wetterbericht.

Die Möbel waren etwas wuchtig für den kleinen Raum, deshalb war alles zu eng. Fast nicht vorstellbar, wie hier ein Fernsehteam arbeiten konnte.

Vater Neubert ging zurück und setzte sich neben seine Frau. Beide schauten eine Weile still und beeindruckt vor sich hin. Dann wandte sich der Alte um zu seiner Frau.

»Siehste, da waa mä sogaa noch im Firnseh uff unsä aale Daache.«

Sie blickte ihn an und sagte: »Du hätt's dä abbä doch en Schlips oozie kenne.«

Er schüttelte abwertend seine Hand. »Ach was. So modern sinn die doch aach nemmä. Abbä du hättst doch aach emoo was saache kenne.«

»Wieso dann? Der hat misch doch gaanett gefraacht.«

Was mich schon verblüffte, beim ersten Lesen, war die Frage, woher Walter von der privaten Unterhaltung der alten Leutchen wusste. Das waren ja, wie mir langsam dämmerte, meine Ururgroßeltern. Doch im nächsten Schriftstück wurde es klar.

Und was ich noch herausfand: Texte in Maschienschrift wechseln mit Proportionalschriftarten ab. Dass Walter auf einer Schreibmaschine tippte, ist mir plausibel. Woher kam er aber, von Zeitungsausschnitten abgesehen, an die Proportionalschrift? Irgendjemand muss noch ein elektronisches Textverarbeitungssystem gehabt haben. Der hat offenbar die Dokumente bearbeitet, die den Ablauf aus mehr objektiver Sicht, teilweise durch Dritte, schilderten. Walters eigene Überlegungen und Schilderungen hat er eigenhändig getippt, das ließ er sich wohl nicht nehmen.

## Dokument 3: Nachbarschaft

So etwa musste es sich abgespielt haben in Neuberts bescheidenem Häuschen. Ich kannte die Familie sehr gut. Wir waren eine lange Zeit Nachbarn und hatten engen Kontakt zueinander. Nach dem Studium wurde ich als Referendar in der Schule des kleinen Tauusortes eingesetzt. Zur Untermiete zog ich in ein Mansardenzimmer und verliebte mich bald in die Tochter meiner Wirtsleute. Als Schwiegersohn blieb ich viele Jahre dort wohnen. Später konnten wir ein ehemaliges Forsthaus günstig erwerben. In diesem lebe ich noch immer.

Nach dem Umzug brach der Kontakt zur Familie Neubert nicht gerade ab, wir sahen uns aber zwangsläufig seltener. Zu diesem Zeitpunkt standen ihre Söhne schon mitten im Studium. Bis dahin hatte ich mit Vergnügen verfolgt, wie sie sich in ihren jungen Jahren entwickelt hatten. Wenn ich mich recht erinnere, wurde Wolfgang gerade eingeschult, als ich die beiden kennenlernte. Harry war bereits im dritten oder vierten Schuljahr.

Sie waren aufgeweckte Kinder. Wir hatten sie oft bei uns, meine Frau und ich genossen ihr Vertrauen. Ich war stolz darauf, dass sie eher uns ihr Herz ausschütteten als den eigenen Eltern. Der Vater, ein aufrichtiger, ein ehrlicher Mann, hielt sie streng und glaubte, er müsse den Kindern seine eigenen Prinzipien abverlangen.

## OKTAN

Bei uns fanden die Jungs einen Ausgleich, deshalb kamen sie gerne.

Wir selbst hatten keinen Nachwuchs. Ich mochte Kinder, und so ist es noch heute. Renate, meine Frau, hatte die Buben so richtig in ihr Herz geschlossen, die Neubert-Sprösslinge gehörten beinahe mit zu unserer Familie und machten unsere Kinderlosigkeit erträglicher.

Weil ich den Neuberts so nahestand, quälten mich die unglückseligen Ereignisse wie seelische Grausamkeiten. Ich war an der gesamten Entwicklung nicht nur als Beobachter beteiligt - die Höhen und Tiefen gingen mir durch Mark und Bein. Auch das ist für mich ein Grund, die Begebenheiten im Zusammenhang zu schildern. Vieles erfuhr ich von den Neuberts selbst, sodass ich aus erster Quelle berichten kann.

Nach meiner Pensionierung hatte ich genügend Zeit zum Lesen. Ich beschäftigte mich mit politischen Veränderungen und wissenschaftlichen Entdeckungen. Schon Jahre vor der künstlichen Oktanherstellung war Harry Neubert in Fachkreisen bekannt. Wen wundert es, dass ich begierig alles aufzog, was über ihn und seine Forschung berichtet wurde. Die kleinsten Zeitungsnotizen hob ich auf.

Ja, und davon profitiere ich heute. Schön, Walter, dass du das gemacht hast. Danke zurück zu dir in die Vergangenheit.

Wie das immer so ist, der Nobelpreis wird bekannt gegeben, der Held wird in den Nachrichten gebracht. Und oft genug tritt der Preisträger erstmals in Rampenlicht der allgemeinen Öffentlichkeit. In Fachkreisen kennt man ihn schon seit vielen Jahren. Walter Haus ließ sich keine Mitteilung entgehen und fertigte Aufzeichnungen darüber an. So geschehen in nächsten Schriftstück.

## Dokument 4: Die Pressekonferenz

Nach der Verleihung des Nobelpreises an Harry Neubert gab es eine aufschlussreiche Pressekonferenz, die im Radio übertragen wurde.

Harry Neubert war von Reportern umgeben, Tonbänder liefen, Kameras klickten, Blitzlicht zuckte. Das Rednerpult war fast zu klein für die aufgeschossene Gestalt im dunkelblauen Anzug. Der Wissenschaftler war konzentriert und wartete gefasst auf die Befragung.

»Herr Professor Neubert, seit wann arbeiten Sie an diesem Projekt?«

Gelassen ging der Biogenetiker auf die Frage ein. Die Augenbrauen zogen sich zusammen, senkrechte Falten dazwischen traten deutlich hervor.

»Die Möglichkeit, den Stoffwechsel von Zellen zu beeinflussen, interessierte mich bereits im Studium. Ich habe meine Dissertation darüber geschrieben.«

»Wann begannen Sie mit ernsthaften Versuchen?«

»Erste konkrete Pläne fasste ich vor vierzehn oder fünfzehn Jahren. Die ersten Experimente starteten wir vor knapp zwölf Jahren.«

»Seit wann produzieren Sie Benzin?«

»Bereits vor neun Jahren hatte ich einen Bakterienstamm gezüchtet, der bestimmte Mineralöle produzierte. Zwei Jahre später begannen die Arbeiten zur großchemischen Herstellung.«

»Warum ließ sich die Firma Synphat-Chemie so lange Zeit?«

»Sie ließ sich keine Zeit. Im Gegenteil, die Arbeiten liefen auf Hochtouren. Von der Reaktion im Reagenzglas bis zu einem Wirtschaftsprodukt ist es ein langer Weg. Das gilt auch für die Biochemie.«

Die Fragen kamen wie aus der Pistole geschossen.

»Was heißt eigentlich Synphat?«

»Das ist eine Zusammensetzung aus ›synthetisch‹ und ›aliphatische Kohlenwasserstoffen‹, zu denen auch die Mineralöle gehören. Zur Synphat-Chemie-Aktiengesellschaft haben sich mehrere Chemiekonzerne zusammengeschlossen.«

»Produziert denn die Synphat schon nennenswerte Mengen an Benzin?«

Neubert strich sich die welligen Haare aus der Stirn und bejahte.

»Wie lange schon?«

»Seit drei Jahren Benzin und ähnliche Stoffe.«

»Wieso hat die Öffentlichkeit erst seit relativ kurzer Zeit von den Forschungen Kenntnis erhalten?«

»Die Arbeiten liefen, wie Sie sich denken können, in den ersten Jahren unter dem Siegel absoluter Geheimhaltung. Das hatte wirtschaftliche, aber auch politische Gründe.«

»Und was führt jetzt zur Lüftung des Geheimnisses?«

»Der Umfang unserer Produktion. Die Menge an Erdöl aus den Förderländern ist bereits zurückgegangen. Im Übrigen sind wir mit unserer Technologie bereits so weit voraus, dass wir in den nächsten Jahren keine Konkurrenz fürchten müssen.«

»Dann ist ja bald mit Verbilligungen zu rechnen, zum Beispiel beim Benzin?«

»Das glaube ich nicht. Der Benzinpreis ist vorwiegend ein wirtschaftspolitischer Preis. Er kann sogar mit der allgemeinen Teuerungsrate ansteigen.«

»Wieso das denn?«

»Verbilligung würde zu Verschwendung führen. Das gilt auch für Heizöl.«

»Im Klartext, der Verbraucher zahlt weiter, der Staat verdient noch mehr.«

»Wenn Sie so wollen, ja. Doch entfällt die ständige Sorge um Erdölknappheit.«

»Wird die Synphat hohe Steuersummen abwerfen?«

»Nicht nur Steuern. Der Staat ist auch direkt am Umsatz beteiligt. Es besteht ein kompliziertes Vertragswerk.«

Es entstand eine kurze Pause, in der die Fragen ausblieben. Neubert trank einen Schluck Wasser.

Ein Journalist hatte eine neue Frage: »Wie ist die Haltung der USA?«

»Wir haben bereits seit Jahren Kontakte zu den Vereinigten Staaten. Ein derartiges Projekt kann die Bundesrepublik nicht ohne Zusammenarbeit mit ihrem wichtigsten Verbündeten durchführen.«

»Stimmt es, dass drüben bereits Bakterien-Oktan produziert wird?«

»Das ist kein Geheimnis mehr. Im Bundesstaat Oregon ist in der Wüste ein Werk im Aufbau, das für die circa fünfhundertfache Produktionsmenge unserer Anlage konzipiert ist.«

»Welcher Anteil des Gesamtbedarfs kann damit gedeckt werden?«

»Der gesamte Bedarf der USA!« Anerkennende Ausrufe folgten auf diese Antwort.

»Wie viel wird heute schon produziert?«

»Wenig. Nur zu Forschungszwecken. Die Anlage wird erst in zwei bis drei Jahren den kompletten Betrieb aufnehmen.«

»Sie sprachen vorhin von Umweltschutz, Herr Neubert. Wird durch die Benzinproduktion die Natur nicht noch weiter zerstört?«

»Im Gegenteil. Das Verfahren ist umweltfreundlich.«

»Kann ich mir kaum vorstellen.«

»Das ist leicht zu verstehen«, erläuterte Neubert. »Unsere Bakterien benutzen eine Reihe von Abfallstoffen als Nahrung. Man kann sie mit allem Möglichen füttern: Altpapier, Holz, Stroh, Abwässern; im Grunde mit jedem organischem Material. Sogar mit Altöl und vielen Kunststoffarten, nachdem sie aufbereitet worden sind.«

»Das klingt ja fantastisch. Aber gibt es denn keine Abfallprodukte?«

»Nein. Als Nebenprodukt entsteht sogar ein hochwertiger organischer Dünger.«

»Das wäre ja eine ideale Recycling-Möglichkeit.«

»Ist es auch. Die neue Technologie ist keine Umweltbelastung, sondern eine -entlastung. Der Vorteil ist, dass wir keine fossilen Energien mehr verwenden müssen. Bakterien-Oktan ist automatisch energieneutral. Die Energie, die das Oktan liefert, wurde zuvor aus der Umwelt entzogen.«

»Herr Neubert, ich möchte noch einen anderen Themenkreis anschneiden. Sie benutzen Bakterien als Produktionsmittel. Kann das nicht gefährlich werden für die Menschheit? Schließlich sind Bakterien doch Krankheitserreger.«

»Ihre Frage kann ich mit ruhigem Gewissen verneinen. Es gibt in der Natur viel mehr Bakterien, die für den Menschen harmlos sind, als solche, die ihm schaden. Viele sind sogar ausgesprochen nützlich, zum Teil unentbehrlich für unser Leben und die gesamte Ökologie. Auch ist es nichts Neues, dass der Mensch Mikroorganismen ausnutzt.«

»Woran denken Sie?«

»Zum Beispiel an Alkohol und Essig. Seit Jahrtausenden benutzen die Menschen die Hilfe, selbst wenn sie es nicht wussten. Oder Penicillin, das bekannte Antibiotikum, wird von Mikroorganismen produziert. Allerdings handelt es sich dabei um Pilze.«

»Trotzdem ist es doch so, dass von namhaften Biochemikern immer wieder die möglichen Gefahren bei Genmanipulationen aufgezeigt wurden.«

»Im Prinzip haben Sie nicht unrecht. Rein theoretisch sind Störungen beim Menschen denkbar.«

»Und wie wollen Sie die vermeiden?«

»Wir haben mit den verschiedensten Arten Tierversuche durchgeführt.«

»Ohne negative Ergebnisse?«

»Genau. Als gewissenhafter Forscher habe ich mir selbst eine Aufschwemmung mit meinen Bakterien spritzen lassen. Es trat davon nicht die geringste gesundheitliche Beeinträchtigung auf.«

»Sie haben Mut, das muss man Ihnen lassen.«

»Nun ja, durch die Tierversuche konnte ich ziemlich sicher sein, dass das Bakterium apathogen, also nicht krankheitserregend ist.«

»Welches Bakterium haben Sie denn verändert?«

»Ich weiß nicht, ob ich hier auf diese Frage antworten sollte. Ich glaube, das geht zu sehr in die Einzelheiten.«

»Und wie heißt Ihr Bakterium?«

»Na, ich merke, Sie lassen mich doch nicht in Ruhe. Dann will ich Ihnen verraten, dass wir Tuberkulosebakterien zur Züchtung benutzt haben. Daraus leitet sich auch der Name ab: *Mycobacterium tuberculosis* *oceanofabricans*. Man erwägt zurzeit die Kurzbezeichnung ›Oktobakter‹.«

Der Frager blieb skeptisch. »Und das erzeugt wirklich keine Tuberkulose?«

»Ich sagte es bereits. Oder sehe ich so aus, als hätte ich Tuberkulose?« Damit ernte der Professor einige Lacher.

»Es ist übrigens nicht das erste Mal«, fuhr Neubert fort, »dass man sich Abkömmlinge von Tuberkulosebakterien zunutze macht. Heute wird fast jedes Neugeborene mit BCG-Impfstoff gegen Tuberkulose geimpft. Dieser Impfstoff, meine Damen und Herren, besteht ebenfalls aus abgewandelten Tuberkulosebakterien. Aus lebenden Bakterien, wohlgemerkt. Und die benutzt man schon seit Jahrzehnten.«

»Das ist aber doch etwas grundlegend Anderes!«

»So grundlegend ist der Unterschied nun auch wieder nicht. Ich wollte aber sowieso mit diesem Beispiel nur verdeutlichen, dass Bakterien nicht immer mit Krankheit gleichzusetzen sind. Trotzdem treffen wir aus Sicherheitsgründen sämtliche uns möglichen Vorkehrungen, um einen Kontakt zu Menschen, vor allem zu unseren Chemikern, zu vermeiden.«

»Ist denn schon ein Zwischenfall vorgekommen?«

»Ein Zwischenfall? Nein! Oder eigentlich doch. Ein Tank mit zwölfhundert Kubikmetern Nährflüssigkeit lief aus.«

Es entstand unheilvolles Grummeln.

»Wann war denn das?«, wollte eine Journalistin aufgebracht wissen.

»Bitte keine Unruhe, meine Herrschaften«, versuchte Harry Neubert zu beschwichtigen. »Es ist ja nichts passiert. Das war vor dreieinhalb Jahren«

»Und wie kam es dazu?«, fragte die Dame weiter.

»Schuld war ein automatisches Ventil, das klemmte. Der Schaden wurde erst bemerkt, als nichts mehr zu ändern war.«

»Wieso hat man nichts davon erfahren? Oder war das reine Nährflüssigkeit?«

»Nein, nein. Die Flüssigkeit enthielt Bakterien. Sie war sogar gesättigt mit Bakterien. Die Sache wurde damals streng geheim gehalten, das können Sie sich denken. Das ganze Projekt war ja noch geheim.« Dann führte Harry Neubert weiter aus: »Wir haben selbstredend die zuständigen Behörden, den Richtlinien entsprechend, sofort informiert. Die öffentlichen Stellen ordneten Untersuchungen an. Deren Ergebnisse sollten zur Entscheidung führen, ob der Schleier vorzeitig gelüftet werden muss.«

»Das ist ja eine eigenartige Informationspolitik. Ich dachte, so verhalten sich nur Staaten, in denen die Demokratie keine Rolle spielt.« Jetzt war es ein männlicher Journalist, der sich aufregte.

»Und heute kann man wohl offen darüber reden?« Eine ironische Frage. »Und wenn damals etwas passiert wäre – ich wage nicht daran zu denken.«

»Es ist aber nichts passiert!« Harry Neubert versuchte, seinen ruhigen Ton beizubehalten. »Sie können mir glauben, das Bundesgesundheitsamt untersuchte jeden neuen Tuberkulosefall akribisch genau. Das Bundesamt für Arznei und Medizinprodukte stand bereit. Tuberkulosemittel wurden vorsorglich bestellt.«

Beschwichtigend führte er weiter aus: »Es wurde keine Maßnahme erforderlich. Trotzdem hätte das natürlich nicht vorkommen sollen. Inzwischen sind die Ventile so umgebaut, dass sich ein solcher Unfall nicht wiederholen kann. Vielleicht beruhigt es Sie zu erfahren, dass wir derartige Bakterienmengen erst

züchteten, nachdem sämtliche Tierversuche zufriedenstellend verlaufen waren. Nach dem Vorfall entstanden keinerlei Schäden, weder ein vermehrtes Fischsterben noch sonst irgendetwas. Letztlich ist das sogar ein Beweis für die Unschädlichkeit der Bakterien.«

Noch lag eine deutliche Unruhe in der Luft, Wortfetzen hier, Flüstern und Gestikulieren da. Die Hektik der Presseleute nahm ab. Doch ein Reporter hatte einen weiteren Einfall.

»Etwas ganz anderes, Herr Professor. Was haben Sie als Nächstes vor?«

»Nun, zunächst werde ich mir einen Urlaub von zwei bis drei Monaten gönnen. Den hatte ich seit Jahren nicht mehr.«

»Und wo geht's hin?«

»Nichts gegen Sie persönlich, meine Damen und Herren. Aber um meiner Ruhe einigermaßen sicher zu sein, werde ich darüber kein Sterbenswörtchen verlieren. Noch weitere wichtige Fragen?«

»Ja, noch eine, Herr Neubert. Können Sie vielleicht kurz zusammengefasst das Prinzip der Produktion von Benzin durch Bakterien erläutern?«

»Um Gottes willen, das würde viel zu weit führen. Aber Sie können Ihre Neugierde befriedigen. Die Synphat-Chemie hat eine populärwissenschaftliche Publikation zur Oktansynthese fertiggestellt. Damit können Sie Ihren Wissensdurst stillen.«

In einer erneuten Pause blickte Neubert reihum. »Ja, dann darf ich mich wohl verabschieden. Auf Wiedersehen.«

Mit diesen Worten wandte sich der Wissenschaftler dem Ausgang zu. Eine Horde von Reportern folgte ihm mit einem wahren Feuerwerk von Lichtblitzen zur Tür.

Nun aber, endlich, darf das Ehepaar nach Stockholm reisen. Walter Haus beschreibt das Ereignis in seiner nächsten Aufzeichnung. Inzwischen war ich fast so neugierig wie die Journalisten. Ich wollte wissen, wie die Oktan-Herstellung funktionierte. Vielleicht würde Walter bei der Preisverleihung etwas verraten.

## Dokument 5: Verleihungsfeier

Für den Abend nach der Auszeichnung hatte die Firma Synphat eine Festveranstaltung organisiert. Sie fand im Grand-Hotel in Stockholm zu Ehren von Professor Neubert statt. Harry hatte Renate und mich dazu eingeladen. Ich freute mich, dass er an uns dachte.

Unsere Unterkunft lag in Älvsjö, südlich des First-Class-Hotels. Das Grand-Hotel lag direkt am Wasser mit Blick auf das Königsschloss gegenüber und über Gamla Stan, die Altstadt.

Stolze Limousinen fuhren an uns vorbei, von Chauffeuren gesteuert. Beflissene Hotelburschen in Livree sprangen zu den majestätischen Wagen und öffneten die Fondtüren. Sie geleiteten die hohen Herrschaften aus Wirtschaft, Politik, aus Wissen- und Gesellschaft über einen breiten roten Teppich in den hell erleuchteten Prachtbau.

Am Eingang zum Festsaal wurde meine Vorfreude gedämpft. Unsere Einladungskarten reichten nicht aus, der Page verlangte auch unsere Ausweise. Während ich diese umständlich in verschiedenen Taschen suchte, ließ er lächelnd die Damen in teurer Abendgarderobe und die Herren im Smoking passieren.

Nachdem er die Namen in Pass und Karte endlich miteinander verglichen hatte, war ich soweit, die ehrwürdige Stätte wieder

zu verlassen. Doch Renate ließ es nicht zu und hatte recht damit. Schließlich waren wir nur für diesen Abend nach Schweden gereist.

Über die Schwelle schritten wir in ein Bilderbuch. Helles Eichenparkett, goldschimmernde Textiltapeten, geschmückt mit Jagdszenen auf großflächigen Gobelins. Vor den Fenstern hohe, schwere Vorhänge. Gewaltige Kronleuchter mit mildem Licht. Der Raum angefüllt mit Märchengestalten: Feen in Samt und Seide, gekonnt frisiert - andere, mehr Walküren ähnelnd, geschickt geschminkt. Prinzessinnen in ihrem Schmuck, Schmuck so wertvoll wie ein Haus mit Garten. Dezent die Mannspersonen, fast unauffällig ihre goldenen Uhrketten, die Krawattennadeln aus Silber und Diamanten. Helden hier und da in Galauniformen mit Orden auf der stolzgeschwellten Brust.

Ein Plaudern, ein Scherzen überall, Lächeln mit unverbindlichen Blicken. Unbesiegbare Selbstherrlichkeit, jenseits von Mühen und Sorgen. Eingedrungen war ich einfacher Untertan in die Welt der Gebieter.

Klapp das Buch zu, Walter! Nicht lange hielt mich die Märchenwelt in ihrem Bann. Einen >Teint< hatten die Damen, kein Gesicht - das sah ich bald. Der Schmuck blendete, um nicht die Leere hinter der Fassade zu zeigen. Die Männer mochten Macht haben, doch hatten sie Freunde? Kam ich mir erst fremd und schäbig vor unter

## OKTAN

all der Pracht, so fand ich schnell mein Selbstvertrauen wieder.

Rund vierhundert Personen waren im Saal. Renate und ich saßen an einem langen Tisch unter den Freunden und Verwandten Harry Neuberts. Auf einer niedrigen Bühne sorgte eine James-Last-Revival-Band für musikalische Unterhaltung.

Nachdem sich der große Raum gefüllt hatte und keine Gäste mehr nachströmten, verließ das Orchester die Bühne. Ein Herr in dunkelblauem Anzug ging zu einem seitlich stehenden Rednerpult.

»Sehr geehrter Herr Wirtschaftsminister Gumpert, sehr geehrter Herr General von Bülow, hochwürdiger Bischof Grösing, liebe Freunde und Bekannte, meine Damen und Herren.«

Mit diesen Worten begann Dr. Densing, der Aktionärsvorsitzende der Firma Synphat, seine Ansprache und richtete dabei das Mikrophon.

»Besonders begrüßen möchte ich den schwedischen Außen- und Wissenschaftsminister, die Herren Lasse Maduskan und Olaf Fredericksen. Ich schätze mich glücklich, auf der Feier aus Anlass seiner Nobelpreisverleihung unseren wissenschaftlichen Leiter, den Nobelpreisträger persönlich, unter unseren Gästen zu wissen. Begrüßen Sie mit mir Herrn Professor Doktor Neubert.«

Beifall erhob sich bei der Nennung dieses Namens. Harry saß neben seinen Eltern und seinem Bruder am anderen Ende unse-

res Tisches. Er hatte ins Leere geblickt. Mir schien, als behage ihm die Feier nicht sonderlich. Als man ihm applaudierte, sah er sich genötigt, aufzustehen. Er zwang sich zu einem Lächeln und blickte in die Runde. Lieber wäre es ihm gewesen, er hätte wie bei anderen langweiligen Veranstaltungen, die er aus Prestige Gründen besuchen musste, einfach abschalten können. Richtig abschalten konnte er aber sowieso nicht, meist war er gedanklich bei seiner Forschung.

»Meine Damen und Herren, die Bedeutung der Arbeiten Neuberts ist uns allen klar, wenn auch die Ausmaße noch lange nicht abzustecken sind. Mithilfe seiner Entwicklungen werden wir in Kürze in der Lage sein, Energieträger in beliebiger Menge und zu einem verschwindend niedrigen Preis herzustellen.«

Dr. Densing führte ausschweifend die wirtschaftliche Bedeutung aus und umriss mit blumiger Sprache die unbegrenzten Möglichkeiten der neuen Biogenetik-Industrie. Damit gelangte er zum Ende seiner Ansprache.

»Vielen Leuten ist nicht klar, und mir selbst auch nicht«, gestand er ein, »wie dieses Wunder der Oktanherstellung funktioniert. Unsere Abteilung für wissenschaftliche Information hat einen Film erstellt, der die Grundlagen möglichst einfach und verständlich darstellt. Die gesamte Arbeit ist äußerst komplex. Natürlich ist in dem

Film zugunsten der besseren Verständlichkeit vieles simplifiziert worden.

Doch urteilen Sie selbst. Er soll Ihnen, meine Damen und Herren, jetzt vorgestellt werden. Sie erleben heute Abend die Uraufführung. Ich darf um Ihre geschätzte Aufmerksamkeit bitten.«

Densing verließ unter zurückhaltendem Applaus das Rednerpult. Eine Leinwand wurde von der Decke heruntergelassen. Die Lichter im Saal erloschen langsam.

Den Film hätte ich gerne gesehen, er ist aber nirgends aufzutreiben. Die größte Videoplattform NewTube führt ihn nicht. Ich bin mir sicher, auf dem Vorläufer YouTube wäre er zu finden gewesen. Doch nicht alles aus den Archiven konnte übertragen werden. Auch auf kleineren Sammlungen war der Film nicht zu finden. Doch Walter beschreibt ihn so ausführlich, fast schon wie ein Drehbuch. Vielleicht macht sich ja irgendwann jemand an ein Remake.

## Dokument 6: Film

Der Film begann malerisch. Die Kamera fuhr durch ein kleines, verwinkeltes Taunusdorf, den Geburtsort Harry Neuberts. Sie umkreiste die ehemalige Volksschule und die Kirche. Dann zeigte sie sein Gymnasium und den Chemiesaal, in dem er damals schon gewütet hatte.

Weiter ging es mit der Universität und der Laufbahn als Chemiker bis hin zur Nobelpreisverleihung.

Das alles war nur der Vorspann. Es folgte eine exzellente Information über die Oktanproduktion. Eine Reihe bunter Trickzeichnungen stellte den komplizierten Zusammenhang einleuchtend dar.

Der Film verglich die Zelle mit einer vollautomatisierten Fabrik. Diese besteht aus Wänden und Maschinen und muss Rohstoffe zu bestimmten Produkten verarbeiten. Außerdem stellt sie ihre eigenen Maschinen her, kann sich vergrößern und Tochterfabriken aufbauen. Die Informationen für all diese Fähigkeiten sind auf Magnetbändern gespeichert, die je nach Bedarf angefordert werden.

Die Grundprinzipien der Fabrikanlage sind einfach. Die Rohstoffe, lediglich zwanzig verschiedene Bausteine, ähneln einem Baukastensystem. Daraus baut die Fabrik sämtliche Maschinen, die Wände und die Produkte. Die Bausteine werden zu langen Ketten aus tausend und mehr Gliedern verbunden. Die Ketten werden geknäult, verwickelt, geflochten oder zusammengeleimt, sodass die mannigfaltigsten Strukturen entstehen. In den Trickzeichnungen wurden die Ketten zu Hämmern, Meißeln, Zangen, Schraubenziehern und Schrauben und diese alle zu Bestandteilen von komplexen Automaten.

In die Chemie der Zelle übertragen, bedeuten die zwanzig Bausteine die Aminosäuren, die Ketten die Proteine oder Eiweiße. Der Sprecher erklärte, dass diese in der Biologie ganz

entscheidende Bedeutung haben. Einerseits bilden sie die Zellstrukturen, entsprechend den Wänden der Fabrik. Andererseits sind die Enzyme ebenfalls Proteine. Enzyme sind den Maschinen gleichzusetzen.

Dieses Grundprinzip ist gleich bei den Bakterien, pflanzlichen, tierischen und menschlichen Zellen.

Der Film faszinierte mich. Ich dachte bereits flüchtig darüber nach, was davon im Unterricht zu verwenden wäre. Es ärgerte mich, dass ich nicht selbst auf das Fabrikbeispiel gekommen war. Es erschien so naheliegend.

Was ärgerst du dich, Walter? Du bist nicht mehr im Schuldienst, mein Lieber. Nur zu leicht vergisst du das. Der Pauker steckt dir noch immer in den Knochen.

**Es scheint wirklich so: Walter war Lehrer mit Leib und Seele. Ich weiß nicht, ob es Sinn macht, jetzt selbst in die Dokumente hineinzuschreiben. Aber hier musste ich einfach mal meinen Kommentar loswerden.**

Die Informationsübertragung beruhe, so der Film jetzt weiter, auf ähnlich einfachen Mechanismen. Auf den Magnetbändern – im Fabrikbeispiel – sind der Reihe nach die Bausteine angegeben. Das Band wird an eine Stelle befördert, die die Information abliest und die Bausteine in der richtigen Reihenfolge aneinandergknüpft.

In der Zelle entsprechen die Bänder den Kernsäuren. Vier verschiedene Moleküle stellen die Buchstaben dar, sodass man vom Lebensalphabet spricht. Millionen solcher Buchstaben bilden eine Kernsäure. Wenn man 5000 Buchstaben eng auf eine Seite schreibt, dann benötigt man für die Kernsäure eines einfa-

chen Bakteriums 2000 Seiten. Für den Menschen bräuchte man eine Bibliothek von 600 Büchern à 1000 Seiten.

In der Zelle gibt es bestimmte Einrichtungen, die die Information auf der Kernsäure ablesen. Das sind die Ribosomen. Sie entsprechen den Tonköpfen am Lesegerät. Sie können aber noch mehr: Sie knüpfen gleich die richtigen Aminosäuren aneinander, bis das ganze Protein gebildet ist. Der Abschnitt auf der Kernsäure, der ein Eiweiß codiert, wird als Gen bezeichnet.

Der Film erläuterte jetzt die eigentliche Gentechnik. Dabei greift der Wissenschaftler in den Informationsgehalt ein. Im Fabrikbeispiel wird ein falsches Band eingeschleust. Die Apparaturen stellen dann fremde Erzeugnisse her. Genchirurgisch wird eine gewünschte Kernsäure in eine Zelle eingebracht. Diese produziert das zugehörige Eiweiß, obwohl es ihr fremd ist. Als Arbeitstiere benutzt der Genchirurg ausschließlich Bakterien. Auf diese Weise gelang es in den frühen Achtzigerjahren des 20. Jahrhunderts, Insulin, Interferon und andere Substanzen gentechnisch herzustellen.

Das Bakterium produziert die fremden Eiweiße, weil sie in seinem Genbestand festgeschrieben sind. Und es muss die Informationen auf sämtliche Tochterbakterien weitervererben. So kann man große Mengen von Bakterien züchten, die einen gewünschten Stoff herstellen.

Harry Neupert machte sich die gentechnischen Mechanismen zunutze. Er übertrug die Informationen für verschiedene Enzyme auf ein Tuberkulosebakterium. Diese stellen zunächst ein Fett her, das aus Glycerin und drei Oktansäuremolekülen besteht – so wie Butterfett aus Glycerin und drei Buttersäuremolekülen besteht. Dann spaltet ein Enzym aus dem Fett das Oktan ab. Dieses entscheidende Enzym bekam den Namen Oktanase.

Oktan selbst gehört zu den aliphatischen Kohlenwasserstoffen. Das sind in der organischen Chemie Moleküle, die nur aus Kohlen- und Wasserstoffatomen bestehen. Dazu gehören zum Beispiel Propan und Butan, zwei Erdgase. Bei Oktan liegen acht

Kohlenstoffatome nebeneinander. Daher der Name, vom griechischen οκτώ ›acht‹ abgeleitet.

Der Sprecher erklärte, dass eine Vielzahl von Veränderungen im Stoffwechsel des Bakteriums vorgenommen werden mussten, um das Endziel der Oktanherstellung zu erreichen. Doch es war gelungen. Aus einer Masse von Wasser, Bakterien und Nährstoffen, die in riesigen Kesseln brüht, steigt unaufhörlich ein Strom von Benzin nach oben. Pumpen saugen es an der Oberfläche ab. Jetzt kann es technisch und gewerblich genutzt werden.

**Bewundernd blickte Walter zu Harrys Platz hinüber, wie er schreibt, und musste feststellen, dass er nicht mehr am Tisch saß. Er hatte bei Beginn des Films seinen Bruder Wolfgang auf die Schulter getippt und ihm etwas ins Ohr geflüstert. Darauf hatten sich beide erhoben und waren leise hinausgegangen.**

**»Das war mir bei meiner Begeisterung für diesen Film entgangen«, schreibt Walter weiter. »Später berichtete mir Wolfgang von dem Gespräch zwischen ihm und seinem Bruder.«**

**Hier erfahren wir also nebenbei, wie Walter zu seinen Informationen kam. Das ist in den folgenden Dokumenten nicht immer so ganz klar der Fall.**

## Dokument 7: In der Vorhalle

Die beiden Brüder standen in der Vorhalle. »Na, Bruderherz, was ist los?«, fragte der Mediziner.

»Das kotzt mich, ehrlich gesagt, alles an. Findest du das nicht auch tödlich langweilig?«, stieß Harry Neubert mürrisch aus.

»Nun, die Vorträge sind ja nicht für uns gemacht. Aber einen Nobelpreis, den kriegt man schon nicht alle Tage.«

Harry stöhnte. »Da siehst du es selbst, so weit hat man's gebracht. Bis zum Nobelpreisträger. Und ist man deshalb frei? Denkste! Verpflichtungen musst du nachkommen, ob du willst oder nicht. Das ist doch reine Zeitverschwendung, so ein albernes Gefasel, das du dir anhören musst. Tut mir leid, Wolfgang, aber jetzt muss ich mich einmal aufrichtig selbst bedauern«, stöhnte der Biochemiker.

»Aber immerhin hast du den Saal verlassen dürfen«, tröstete ihn der Bruder.

»Ja, als es dunkel war, wie bei einem lahmen Kinofilm. Obwohl ich schon vorher wusste, dass es ein lahmer Film wird, musste ich trotzdem reingehen.«

Wolfgang kramte in seiner Jackentasche. »Verdammt, 'ne Zigarette bräuchte ich jetzt. Du hast recht, arm bestellt ist es um die menschliche Freiheit. Fumme da in meiner Jacke rum nach Zigaretten, wo ich doch aufhören will.«

»Die Macht der Gewohnheit«, schwächte Harry ab. »Du schaffst das schon. Ich hatte Glück, dass ich nie richtig geraucht hatte.«

»Wollen mal sehen, ob ich es schaffe.« Das klang nicht sehr zuversichtlich. »Aber sag mal, bist du denn gar nicht stolz?«

»Natürlich bin ich stolz, klar doch. Weißt du, früher, als Jugendlicher, hab ich mir immer gewünscht und konnte mir nichts Tolleres vorstellen, als mal den Nobelpreis zu erhalten.«

»Und jetzt hast du ihn eben!«

»Das ist schon gut, das kann ich dir sagen. Aber er bedeutet mir nicht mehr so viel, verstehst du? Klar, jahrelang habe ich gearbeitet, immer mit diesem Ziel vor Augen.«

»Dem Nobelpreis?«

»Nein, das Oktan. Der Preis, wirklich, das ist eine wichtige Anerkennung, aber er hat für mich an Bedeutung verloren.«

»Und wieso?«

»Weiß ich auch nicht. Vielleicht, weil man sich so langsam raufgearbeitet hat. Wie soll ich sagen? Als Jugendlicher, da wäre ein Wunschtraum in Erfüllung gegangen, wenn ich so aus dem Nichts heraus den Nobelpreis bekommen hätte. Aber der langsame Werdegang, der hat die Spannung rausgenommen. Das ging alles Stück für Stück voran, und letztlich ist der Preis nur noch eine kleine Beigabe.« Nach einer kurzen Pause seufzte Harry: »Vor allem dieses ganze Drum und Dran ...«

»Damit kannst du wohl nicht viel anfangen?«

»Nee, diese erzwungene Geselligkeit geht mir gegen den Strich.«

»Ich weiß, sehr gesellig warst du noch nie.«

Harry schwieg einen Moment und fuhr dann fort: »Weißt du, ich habe im Grund das Gefühl, dass das niemand verstehen kann.«

»Was denn jetzt wieder?«, wollte Wolfgang wissen.

»Na, die ganze Arbeit. Der Film ist ein billiger Abklatsch. Die viele Kleinarbeit, die vielen Probleme, sind nicht einmal erwähnt. Ganz abgesehen von dem Ärger drum herum. Unmotivierter Mitarbeiter, sture Vorgesetzte, Anträge, kein Geld. Jetzt allerdings, da sprudelt's plötzlich. Und jeden Tag stehst du mindestens zwölf Stunden im Labor. Wenn du nicht gerade schläfst, denkst du unablässig an die Schwierigkeiten, auch beim Essen und beim Zähneputzen. Und nicht mal der Schlaf gibt dir wirklich Ruhe. Oft genug verfolgen mich die Probleme bis in den Traum.«

»Aber mit solchen Einzelheiten wären doch die Zuschauer überfordert.«

»Ich sage ja, dass es nicht verständlich zu machen ist. Aber glaubst du vielleicht, das Nobelkomitee versteht mehr von Genmanipulation? Das sind doch Bürokraten, für die nur die Endleistung zählt. Ich glaube einfach nicht, dass die Mitglieder nur annähernd die eigentliche Leistung abschätzen können.«

»Ich verstehe jetzt wirklich nicht, um was es dir geht«, wunderte sich Wolfgang.

»Mich wurmt eben, dass der Preis von Leuten vergeben wird, die keinen echten Einblick haben. Dass ich mich von Leuten beurteilen lassen muss, mit denen ich keine ernsthafte Fachdiskussion führen kann.«

Wolfgang lachte auf. »Das ist ja wieder mal typisch Harry. Würde ich dich nicht kennen, dächte ich: ganz schön eingebildet, der Herr Nobelpreisträger. Du mit deinem Eigensinn. Du möchtest wohl am liebsten vom lieben Gott persönlich beurteilt werden. Das wäre für dich angemessen. Aber eines kann ich dir sagen, die Komiteemitglieder haben so wenig Ahnung nicht. Das sind auch Wissenschaftler. Klar, es sind keine Genchirurgen. Aber sie müssen sich aufs Genaueste informieren, was überall auf der Welt an Forschungsergebnissen bekannt wird. Außerdem – ein Leichtathletikkampfrichter ist selten selbst ein Weltmeister.«

»Hm«, brummte Harry. Er biss die Zähne zusammen, aber seine Augen blitzten belustigt zu seinem Bruder. Sein Gesicht schien sich nicht entscheiden zu können: Sollte es trotzen oder lachen?

**Nun ja, das klingt mir ja ziemlich gestelzt. Aber was soll es, das waren ja auch andere Zeiten, da drückte man sich anders aus. Immerhin klebte Walter das folgende Ereignis nicht einfach an den Text ran, sondern widmete ihm ein gesondertes Kapitel. Es scheint ihm ein bemerkenswertes Ereignis gewesen zu sein.**

## Dokument 8: Scharnetzky

Harry und Wolfgang schlenderten ein Stück weit auf eine Sitzgruppe zu. Ein Herr in grauem Anzug, um die Vierzig, kam auf die beiden zu. Ein gewolltes Lächeln verzog seine Lippen.

»Freut mich, Sie zu sehen, Herr Neubert. Darf ich gra ...«

»Nein, darfst du nicht!«, herrschte Harry ihn an. »Du hast mir gerade noch gefehlt. Nicht einmal hier ist man sicher vor diesem Kerl«, erklärte er dem Bruder, aber so, dass sein Gegenüber es hören musste. Der Mann erstarrte mitten in der Bewegung. Sein Mund blieb einen Moment offenstehen.

»Nu gaff nicht so. Du störst hier!« Neubert wandte sich demonstrativ ab. Der Graugewandete wurde rot, und es schien für den Bruchteil einer Sekunde, als würde er zusammenbrechen. Dann drehte er sich um und ging. Die Arme verschränkte er vor der Brust, zog die Schultern hoch und stampfte wütend von dannen. Harry Neubert blickte ihm amüsiert nach.

Sein Bruder war verblüfft. »Was war das denn, Harry? Der hat dir doch wirklich nichts getan.«

»Nein, das tut er nie«, erklärte der Chemiker. »Aber ich muss ihn immer wieder ärgern. Der reizt mich einfach dazu, so unbeholfen, wie der ist.«

»Wer ist das denn?«

»Ach, Scharnetzky, sozusagen meine rechte Hand. Unheimlich fähig, hat ein großartiges Organisationstalent. Wenn du denkst, dies und das brauchst du, aber das ist unmöglich – der Scharnetzky hat's dir schon besorgt, noch eh du's richtig aussprichst.«

»Dann verstehe ich dich erst recht nicht«, wandte Wolfgang ein.

»Ja, auf der anderen Seite ist er so verklemmt. Er kann nicht aus sich rausgehen. Der schluckt alles runter, steht kurz vor dem Platzen, aber verpissst sich schnell. Es macht mir immer wieder Spaß, ihn auf die Palme zu bringen. Seine Verklemmtheit provoziert mich.«

»Das ist ja ganz schön gemein.«

»Ist es auch. Scharnetzky ist so was wie ein Blitzableiter, du verstehst schon. Manchmal habe ich das Gefühl, er braucht das, er ist ein seelischer Masochist. Sonst hätte er es nie so lange bei mir ausgehalten. Aber tröste dich, er hat auch so seine Tricks, manchmal setzt er mir ganz schön zu. Dann genießt er seinen Triumph, das sind so unsere Spielchen.«

»Wie setzt er dir denn zu?«

»Na, zum Beispiel ... mir fällt nichts Konkretes ein. Er beobachtet mich genau. Manchmal findet er irgendeinen Fehler. Beispielsweise bestelle ich etwas bei der falschen Firma. Das präsentiert er mir dann in einer derart süffisanten Weise, dass ich aus der Haut fahren könnte.«

»Jeder macht halt mal einen Fehler.«

»Ich verlange von meinen Mitarbeitern, keine Fehler zu machen. Natürlich darf mir deshalb erst recht keiner passieren. Und gerade der macht sich einen Sport daraus, welche bei mir zu entdecken, wenn es auch nur Kleinigkeiten sind.«

»Ich bin kein Psychiater. Aber ich glaube fast, Harry, dass du den armen Schetzky nur deshalb ...«

»Scharnetzky«, verbesserte ihn Harry.

»Ach ja, du ärgerst ihn nur deshalb, weil du selbst ein Stück weit verklemmt bist. Er spiegelt dir deine eigene Verklemmtheit wider. Und das kannst du nicht ertragen.«

»Und du bist dir sicher, dass du dir nichts einbildest?«, fragte Harry gereizt. »Es kommt mir fast so vor, als hättest du wieder mal eine Balint-Gruppe mitgemacht.«

»Ich will dich doch nicht kritisieren«, lenkte Wolfgang ein. »Ich fand schon immer, dass du alles zu ernst nimmst. Insofern freut es mich sogar, dass du jetzt aus dir herausgehen kannst. Nur dass du dafür so ein Opfer brauchst ...«

Harry war bereits einige Schritte vorausgelaufen und hörte nicht mehr richtig zu. Am liebsten hätte er die Anspielungen seines Bruders sofort verdrängt. Doch als er sich in einen Sessel fallen ließ, fühlte er sich verunsichert. Zumindest teilweise konnte Wolfgang recht haben.

Nun ja, ein sonderlicher Sympathieträger war er wohl nicht, mein Urgroßonkel. Da wirkt mein Uropa schon wesentlich lockerer. Kommt mir wirklich so vor, als sei er ein verklemmtes Genie, ein ziemlich verklemmtes. Und was nun folgte, das verschlug mir beinahe die Sprache. Konnte es wahr sein, dass man sich fast noch lustig machte über ein Ereignis, das eigentlich nicht hätte passieren dürfen?

## Dokument 9: Der Unfall

Wolfgang setzte sich zu ihm. Nach einer Weile des Schweigens fragte der Mediziner: »Du, Harry, was mich mal interessiert: Wie war das eigentlich mit dem Zwischenfall vor dreieinhalb Jahren?«

Sein Bruder war wieder sachlich und erklärte, ein Ventil habe geklemmt. Der Aufsichtsingenieur habe es nicht bemerkt. Ein ganzer Kessel sei bis auf einen kleinen Rest in den Main geflossen.

»Ist denn wirklich nichts passiert?«, wollte der Arzt wissen.

»Nein, nichts«, versicherte der Wissenschaftler. Aber die Neugierde des Bruders war noch nicht befriedigt. Er konnte sich nicht erklären, warum die Bakterien nicht im Main gearbeitet hätten. Im Main schwimme genügend organisches Material. Warum nicht der gesamte Main, und der Rhein dazu, zu einer einzigen Oktan-Synthese-Fabrik geworden sei.

Harry Neubert erklärte, dass es unwirksame Bakterienmutanten gewesen seien. Er habe noch heute Kulturen davon.

»Diese Bakterien können nicht ein einziges Molekül Methan synthetisieren. Und Oktan ist quasi das Achtfache davon. So was kommt halt immer wieder mal vor in der Genmanipulation. Weißt du denn das nicht, als Mediziner?«

»So, so, Mutanten«, entgegnete der Bruder. »Wertlose Mutanten. So ein Pech aber auch. Fließen alle in den Main. Da macht sich bei mir aber eine bestimmte Vermutung breit. Vielleicht ist die ganze Suppe gar nicht so unbeabsichtigt in den Fluss geflossen.«

Harry entgegnete nichts. Stattdessen blickte er seinem Bruder ins Gesicht und lächelte. Daraufhin umspielte auch dessen Mundwinkel ein Schmunzeln des Verstehens. Beide standen wortlos auf und gingen, um die Schultern gefasst, zurück in den Saal.

*OKTAN*

**Na prima. Hauptsache die beiden verstehen sich.**

**Da war es doch viel erfreulicher, was der Film zu bieten hatte.**

## Dokument 10: Ende

Der Film lief noch immer. Die beiden Neubert-Brüder begaben sich unauffällig an ihre Plätze. Auf der Leinwand war ein Laborraum zu sehen. Eine Menge chemischer Geräte war aufgebaut. Es handelte sich um die Versuchsanordnung der ersten Oktansynthese. Aus einem Glashahn lief eine gelblich getönte Flüssigkeit in eine große, durchsichtige Kanne. Als sie voll war, kam ein Ingenieur im weißen Kittel und wechselte sie gegen einen neuen Behälter aus. Dann ging er mit der Kanne nach draußen, schritt zum Parkplatz und kippte die Flüssigkeit in den Tank eines Sportflitzers. Die Benzinuhr stieg von leer auf viertelvoll. Der Techniker setzte sich in den Wagen und brauste davon.

Aus dem Publikum kam Applaus. Die Kamera schwenkte zurück auf das Laborgebäude, zeigte dann die chemische Anlage und immer größere werdende Einrichtungen. Ein Hubschrauber ratterte über die nordamerikanische Wüste. Aus der Vogelperspektive erschien das immens große Industriegelände in den USA, das zum Teil noch Baustelle war.

»Das alles ist letztlich der Verdienst eines einzigen Mannes, nämlich der von Professor Doktor Harry Neubert. Die Verleihung des Nobelpreises konnte nicht treffender erfolgen. Unser Film versteht sich als kleine Anerkennung, die die Synphat AG diesem außergewöhnlichen Wissenschaftler zukommen lassen will. Er soll zugleich das Verständnis für seine Arbeiten in der Bevölkerung fördern.«

Bei den abschließenden Sätzen war Neubert im weißen Kittel im Labor zu sehen. Zuletzt drehte er sich um, so, als habe ihn jemand gerufen. Er blickte direkt zu den Zuschauern. In diesem Moment blieb das Bild stehen, und über das Porträt wurde der Nachspann projiziert, begleitet vom begeisterten Beifall des Publikums.

## Dokument 11: Das Kleid

Das Licht ging an, Densing erstieg erneut die Bühne und trat hinter das Rednerpult. Er sprach einige Worte und forderte die Hauptperson des Abends zu einer Ansprache auf. Der Preisträger hätte ihm wohl am liebsten einen Tritt in den Allerwertesten versetzt, aber er ging widerwillig nach vorn. Schließlich hatte er das erwartet. Vor dem Pult schüttelte ihm Densing die Hand und sprach zum wiederholten Mal seine Glückwünsche aus. Der Professor drückte zu, so fest er konnte - und schwächlich war er nicht. Damit erreichte er, dass der Doktor sich dieses Mal kurzfasste.

Auch Neubert fasste sich kurz. Was er sagte, wurde von niemandem verstanden, oder zumindest nur von wenigen. Er sprach Schwedisch, verbeugte sich und ging zu seinem Platz zurück. Der Applaus setzte erst nach einer Pause der Verblüffung ein.

Später erfuhr ich aus der Zeitung, was Harry dass er sich beim Nobelpreiskomitee bedankt hatte. Dann bekannte er in fast perfektem Schwedisch, dass er kaum Schwedisch könne. Da er es jedoch hasse, in einem fremden Land kein Wort zu verstehen, habe er wenigstens einige Vokabeln gelernt. Er hoffe auf die Gelegenheit, seine Sprachkenntnisse auszubauen. Denn Schwedisch mache ihm jetzt schon Spaß.

Zwischen den Tischreihen in der Mitte des Saals war ein breiter Gang frei. Als

noch einige weitere Redner sprachen, baute ein Heer geschäftiger Kellner ein kaltes Büfett auf. Sie brachten die leckertesten Naschereien: viele Brotsorten, Wurst, Käse-, Schinkenarten, Lachs, Krabben, natürlich Kaviar, köstliche Salate, pikante Soßen und überhaupt alles, was Herz und Magen begehrt. Der letzte Redner forderte auf, zuzugreifen.

Im Saal entstand ein Gemurmel. Grüppchen von Leuten lösten sich von ihren Plätzen und schlenderten zu den Delikatessen, nahmen sich Teller und beluden diese mit Häppchen. Zwischen Essen und Kauen unterhielt man sich. Das Orchester bezog die Bühne und lieferte die unerlässliche musikalische Untermalung. Ob die Musiker auch etwas von den Leckereien bekamen?

Auch Harry Neubert stand am Büfett und bediente sich. Eine Dame schritt zielsicher auf ihn zu. Sie trug ein aufregendes Kleid, das von den Schultern bis zum Boden fiel. Ein hauchzarter Stoff, Seide wohl, hellblau.

Das Kleid war vorn in der ganzen Länge offen, ein endloser Ausschnitt. Ein Dekolleté, das bis zum Boden reichte. Es glich eher einem Umhang. Lediglich eine riesige Brosche hielt ihn zusammen. Sie saß, anatomisch gesprochen, in Höhe des Mons pubis, des Schamhügels.

Doch eine anatomische Betrachtungsweise ließ dieses Gewand, ließen die weiblichen Konturen darunter kaum zu. Der Busen schwang bei jedem Schritt elastisch und setzte das darüber liegende Textil in wogende Bewegung. In wogende Bewegung wurden auch die Gefühle der männlichen Anwesenden gesetzt, die mit bewundernden Blicken dieser Erscheinung folgten. Re-

nate, ich fragte sie später, hatte sie allerdings geflissentlich übersehen.

»Herr Neubert«, sprach die Dame den Professor mit bezwingendem Lächeln an. »Ich habe gehört, Sie wollen verreisen. Was haben Sie denn genau vor?«

Die Frage klang, als sei Neubert ein guter alter Bekannter von ihr. Der Angesprochene sah von seinem Teller auf und schaute der Frau ins Gesicht. Dabei schob er sich wie in Gedanken einen kleinen Käsehappen mit einer Weintraube in den Mund. Ohne Hast kaute er, hob die Hand und deutete damit an, dass sie noch etwas warten möge – er könne mit vollem Mund nicht sprechen.

Er betrachtete die Frau, die er nicht kannte. Das Kleid und ihren gefälligen Körper streifte er nur kurz. Die auffallenden weiblichen Reize schienen ihn wenig zu berühren. Er nahm vielmehr ihre Züge wahr und stellte fest, dass sie eine selbstbewusste, neugierige Person war. Sie strahlte einen Hauch von Verwegenheit aus – ungewöhnlich bei einer Frau, aber nicht unsympathisch. Trotzdem blieb Neubert verschlossen, auch wenn er höflich antwortete.

»Wissen Sie, ich werde einen Plan verwirklichen, den ich schon lange hege. Zusammen mit meinem Bruder werde ich eine Bergtour unternehmen.« Bei ›Bruder‹ blickte er erklärend zu Wolfgang hinüber. Der lächelte der Dame kurz zu.

»Ah, sind Sie Bergsteiger?«, wollte sie wissen.

»Das ist vielleicht zu viel gesagt. Ich wandere gern in den Bergen. Nur kam dieses Hobby in den letzten Jahren ziemlich zu kurz. Aber jetzt nehmen wir uns drei Monate Zeit dazu.«

»Bleiben Sie in Deutschland?«

»Nein.«

»In Europa?«

»Ach wissen Sie, das bleibt bis zur Rückkehr unser Geheimnis.«

»Verstehe.«

Da die Schönheit schwieg, wandte sich Neubert mit einem »Entschuldigen Sie mich jetzt bitte« wieder der Tafel zu. Sie

merkte, dass dem Wissenschaftler an einem weiteren Gespräch nichts gelegen war.

Von allzu großer Bedeutung mochte diese Begebenheit nicht gewesen sein. Doch spielte sie weit weg von Deutschland einige Wochen später schon eine gewisse Rolle. Wieder war es Wolfgang gewesen, von dem ich davon erfahren hatte.

**Ein ganzes Kapitel nur um eines Kleides Willen ... von den Komplimenten eines gewissen Densing und einem Schwedisch sprechenden Urgroßonkel mal abgesehen. Die Geschichte lässt allerdings einige Schlüsse auf die Persönlichkeit des Professors zu. Frauen scheint er ja nicht sehr zugewandt zu sein. Einerseits behandelt er sie höflich und korrekt, steht aber weit darüber, sich von ihren Reizen betören zu lassen.**

**Und im nächsten Kapitel lüftet Walter weitere Geheimnisse, wieso mein Urgroßonkel so war wie er war – oder wie er wurde wie er später war.**

## Dokument 12: Beim Abendessen

An diesem Abend war nicht viel los mit Harry Neubert. Viele der Gäste wollten ihn sprechen. Er aber ließ niemanden an sich heran. Mit seiner kurz angebundenen Art wimmelte er alle ab. Auch ich kam nicht dazu, mich mit ihm zu unterhalten, obwohl ich einige brennende Fragen an ihn hatte.

Gegen Mitternacht kam Harry auf mich zu. Er sagte, er habe jetzt genug von dem Rummel. Er halte es nicht mehr für einen zu großen Fauxpas zu verschwinden. Zu meiner Überraschung fragte er noch, ob er uns vor der Bergtour besuchen dürfte. Voller Freude sagte ich zu.

Noch bevor Harry den Saal verlassen konnte, sah ich einen Mann auf ihn zu treten. Ich ärgerte mich darüber, dass ihn noch jemand aufhalten musste. Doch Harry schien es nichts auszumachen. Er unterhielt sich mindestens eine Viertelstunde mit ihm. Beide nahmen sogar für eine Weile an einem freien Tischende Platz.

Der Mann passte nicht in diese feine Gesellschaft, noch weniger als ich. Er trug einen dicken, dunklen Rollkragenpullover unter einer schlecht sitzenden Jacke. Seine Statur war groß und breit. Das Gesicht wirkte kantig. Ein Handwerker, dachte ich bei mir, ein Bauer vielleicht.

Neugierig fragte ich Wolfgang, ob er wisse, wer das sei. »Ein Schulfreund Harrys. Eine imposante Persönlichkeit. Rüb-

sahm heißt er. Inzwischen ist er Pfarrer geworden.« Auf diese Idee wäre ich nie gekommen.

Etwa vierzehn Tage später hatten wir sie bei uns, Harry und Wolfgang. Schon am übernächsten Tag sollte es losgehen, und zwar in die Anden. Sie hatten eine lange Tour vor sich. Die Reise war bis in alle Einzelheiten geplant, wie alles, was Harry unternahm.

Renate hatte einen herzhaften Wildschweinbraten zubereitet. Das gemeinsame Essen erinnerte an vergangene Tage. Wir verzehrten das vorzügliche Gericht und tauschten beim Schmausen Neuigkeiten aus.

Nach dem Abendessen setzten wir uns bei einem Glas Weißherbst in die behaglichen Sofas. Endlich konnte ich nach Lust und Laune mit Harry fachsimpeln.

Oft hatten wir so zusammengesessen. Die Runde erweckte bei mir Erinnerungen an alte Zeiten. Ich dachte daran, wie lebendig und voller Ideen die Neubert-Buben als Kinder waren. Sie hatten uns manchen Streich gespielt. Wie oft stolperte ich in eine ihrer Fallen! Öffnete ich nichtsahnend das Garagentor, kippte ein Stapel Blecheimer um. Ging ich in den Schuppen, musste ich fürchten, von einer Schüssel Wasser übergossen zu werden. Doch konnte ich ihnen das einfach nicht übelnehmen.

Dabei war Harry umsichtiger. Er dachte viel nach, und war schon als Kind eher der Kopfarbeiter. Wolfgang, vier Jahre jünger,

war waghalsiger und spontaner. Er ver-spannte Drähte in den höchsten Ästen der Bäume - das sollten Telefonleitungen sein. Er holte Bälle aus der Dachrinne und kletterte dazu am Abflussrohr hoch. Einmal sah ich ihn in lehmigen Gummistiefeln über den Gartenzaun balancieren. Mir blieb fast der Atem stehen - wie leicht hätte er abstürzen können. Pfählungsverletzungen sind mit das Übelste, was passieren kann.

Hin und wieder gab es auch Streit. Wie bei allen Jungs kam es vor, dass sie sich prügeln. An einen Wintervormittag erinnere ich mich genau. Die Kinder bauten einige kleine Iglus, viel frischer Schnee war gefallen.

»Harry, komm, wir bauen ein Fort und spielen Cowboy.«

»Gute Idee. Aber wie kommen die Cowboys zu den Eskimos?« Wolfgang schlug vor, eine Expedition durchzuführen. Natürlich sollte es zu Kämpfen kommen. Begeistert gingen die beiden an die Arbeit. Harry zeichnete Pläne in den Schnee, Wolfgang baute sofort Häuser und zog Mauern.

»Halt!«, schrie Harry plötzlich. »Da kommt doch kein Turm hin. Sei nicht so voreilig, sondern lass uns erst mal überlegen!«

»Du mit deinem Überlegen. Dann geh doch rein und zeichne erst mal drei Tage lang Pläne. Bis dahin ist der Schnee schon wieder weggetaut.«

»Mensch Meier, verstehst du nicht? Du baust hier was, und dann merken wir, dass

es falsch ist. Dann müssen wir alles nochmals neu machen. Lass uns lieber erst überlegen.«

»Das ist mir einfach zu blöd«, entschied Wolfgang und baute weiter an seinem Turm. Harry rannte hin und kippte das Bauwerk um. Daraufhin keilten sie sich wie die Kesselflicker. Ich hatte die Szene vom Fenster aus beobachtet und musste einschreiten, damit sie sich nicht gegenseitig die Rippen brachen.

Später, in der Pubertät, wurde Harry stiller. Er zog sich mehr und mehr in sein Zimmer zurück. Das ging so weit, dass seine Eltern ihn an die frische Luft schicken mussten. Stattdessen kam er lieber zu uns. Es war eine Freude, sich mit ihm zu unterhalten. Besonders die Naturwissenschaften lagen ihm. Das erfüllte mich mit Stolz, einer Art Vaterstolz, als wäre es mein persönlicher Verdienst gewesen.

Manchmal kam Harry und wollte etwas von mir wissen. Wenn ich ihm seine Fragen erklärte, hing er mit gespannter Aufmerksamkeit an meinen Lippen. Richtig erregt war er dabei, unablässig dachte er mit. Er dachte nicht nur mit, er dachte voraus, er kombinierte die Gedankengänge und erfasste das Wesentliche, längst bevor ich es ausgesprochen hatte.

In der Schule erzielte Harry in Mathematik und den Naturwissenschaften stets glänzende Noten. Doch sein Wissen bezog er nicht aus dem Unterricht, sondern aus

der Stadtbibliothek. Immer kompliziertere Bücher lieh er sich aus, später Fachzeitschriften. Der Unterrichtsstoff hinkte um zwei bis drei Jahre hinter ihm her.

Harry blühte auf bei seinen Leistungen. Sie erfüllten ihn mit tiefer Befriedigung und er war stolz auf sich und seine Kenntnisse. In seinem Zimmer bastelte Harry mit physikalischen und chemischen Experimentierkästen. Stundenlang konnte er daran sitzen. Er versank in die Versuche und vergaß Ort und Zeit. Gar nicht selten mussten ihn seine Eltern nach Mitternacht zwingen, ins Bett zu gehen. Immer wollte er noch schnell dies oder das zu Ende führen.

An einem Tag jagte er mir einen mächtigen Schrecken ein. Aus Harrys Zimmer quollen dicke weiße Rauchschwaden. Mein erster Impuls war, zum Telefon zu rennen und die Feuerwehr zu alarmieren. Als ich nochmals genauer hinschaute, sah ich, dass das Fenster verschlossen war, irgendetwas qualmte auf der Fensterbank. Neugierig ging ich zu den Neuberts hinüber.

Kleinlaut gab Harry zu, dass er mit Schießpulver experimentierte. Er wusste zwar, dass dazu Kohlenstoff, Schwefel und Salpetersalz gebraucht wird, aber nirgendwo konnte er das genaue Mischungsverhältnis finden. Deshalb stellte er Versuche an und verbrannte Häufchen für Häufchen in einer dicken Porzellanschale. Die letzte Mischung musste schon ziemlich ideal ge-

wesen sein. Denn sie verpuffte mit einem kurzen Aufflammen und sprühte Funken in die Umgebung.

Einer der Funken geriet in das unverschlossene Glas mit Schwefel. Harry hatte ausreichend Salpetersalz als Sauerstoffträger zugegeben, das Gemisch konnte also ohne Luftzufuhr brennen. Es begann sofort heftig zu qualmen. Geistesgegenwärtig überlegte Harry, dass er die Flamme nicht ersticken konnte; würde er das Glas zuhalten, konnte es vielleicht explodieren. So riss er das Fenster auf, packte das Glas mit einem dicken Tuch, stellte es auf die Fensterbank und verschloss das Fenster wieder.

Von drinnen aus beobachtete er, wie der Inhalt abbrannte. Die Hitze wurde so groß, dass das Glas schmolz. Flüssiger Schwefel lief heraus, tropfte von der Fensterbank und brannte auf dem Boden weiter.

Hier musste etwas passieren! In Harrys Zimmer herrschte eine heillose Unordnung. Der Tisch war voll mit Chemikalien und Geräten, kaum ein Fleckchen war frei zum Arbeiten. Die Regale quollen über, auf dem Fußboden standen Kartons, Flaschen und Tüten. Verstreut dazwischen überall Zettel, Bücher und Kleidungsstücke.

Harry hatte einfach nicht die Zeit, so etwas Belangloses zu tun wie das, womit seine Mutter ihm ständig in den Ohren lag. Von Zeit zu Zeit bekam er einen Rappel und räumte in einer Gewaltaktion ohne besondere Aufforderung den ganzen Krempel auf.

Bevor ich ging, leisteten wir beide einen Schwur: Ich versprach, Harrys Eltern nichts zu sagen, und er wollte in Zukunft Experimente mit Schießpulver unterlassen.

In seiner Arbeit entwickelte Harry einen unglaublichen Ehrgeiz. Seine Gedankengänge waren rational, er besaß die Fähigkeit, Dinge konsequent und logisch zu durchdenken. Er argumentierte stets sachlich, bewahrte einen kühlen Kopf. Gefühlsbetonte Regungen wurden immer seltener. Damit konnte er nicht umgehen und klammerte sie aus.

Hier ging die Entwicklung der beiden Brüder auseinander. Knobelte Harry an chemischen, physikalischen und mathematischen Problemen, erkundete Wolfgang die Umgebung. Er war unternehmungslustig und lebensfroh. Zusammen mit gleichaltrigen Jungs nahm er Kontakt zu Mädchen auf, ging tanzen und hatte bald seine erste Freundin. Eine heimliche Freundin, denn der Vater hätte eine Mädchenfreundschaft nicht geduldet. Wolfgang fand Tricks und Schleichwege, den Regeln auszuweichen. Harry konnte das nicht. Als erstes Kind bekam er den moralischen Druck durch die Eltern stärker zu spüren. Er verinnerlichte die Vorschriften, ohne dass er sich dagegen auflehnte.

Was wusste ich schon von Biochemie, so gut wie gar nichts. Nicht einmal Walter Haus als Biolehrer verstand das alles so richtig, was mit der Oktanherstellung zusammenhing. Aber er quetschte seinen Lieblingsschüler so richtig aus und teilte uns seine Erkenntnisse schriftlich mit – nachdem er die Erinnerungen an die Kindheitsentwicklung zu Papier gebracht hatte.

Wer da vor Walter saß war kein Kind mehr, sondern ein erfolgreicher Wissenschaftler, der bereit war, die Neugier seines alten Lehrers zu befriedigen. Walter fasste zunächst zusammen, was er von der Genmanipulation wusste und wie man ein Bakterium dazu bringen konnte, fremde Stoffe zu produzieren. Er sprach die Bakteriophagen an, mit denen Restriktionsenzyme eingeschleust wurden, die man quasi als gentechnische Scheren benutzte. Doch wunderte Walter sich darüber, dass es in der Natur gar kein Bakterium gab, das Oktan herstellte. Aber nun lasse ich Harry Neubert antworten, wie es Walter im nächsten Abschnitt notiert hat.